

# »... inzwischen einige Kranke, hie und da ein Verwundeter. Einige Kanonenschüsse ...

Das fragile Band zwischen Front und Heimat:  
Briefwechsel des Ehepaars  
Treplin im Ersten Weltkrieg



»Die heile Familie« – doch Lorenz Treplin hatte 1916 nur wenige Tage Fronturlaub, als dieses Bild des Ehepaars mit seinen vier Töchtern in Hamburg aufgenommen wurde. Neben den drei »großen« Töchtern Ingeborg, Isa und Hilde (von links nach rechts) liegt die im Mai des Jahres geborene Tochter Hergund im Arm der Mutter.



»Wir waren heute Morgen in den vordersten Schützengräben und haben mit Dr. Duges Apparat verschiedene Aufnahmen gemacht. Hoffentlich werden die gut«, schreibt Lorenz Treplin Ende Januar 1915 an seine Frau. Die genannte Aufnahme zeigt Lorenz (vorne rechts mit Rotkreuz-Armbinde) im Kreis einiger Offiziere.

von Heilwig  
Gudehus-Schomerus,  
Marie-Luise Recker  
und Marcus Riverein

Während des Ersten Weltkriegs sollen allein in Deutschland 28 Milliarden Feldpostbriefe zwischen Front und Heimat gewechselt worden sein. Erhalten und für die historische Forschung zugänglich ist jedoch nur ein Bruchteil dieser riesigen Menge an Ego-Dokumenten, die Aufschluss über Mentalitäten und deren Wandel in Zeiten des Krieges geben können. Einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, dass Historiker nun 1800 Briefe, die das Hamburger Ärztehepaar Anna und Lorenz Treplin von 1914 bis 1918 schrieb, umfassend analysieren und somit einen Beitrag zur bürgerlichen Briefkultur leisten konnten.



Seine Ausbildung zum Chirurgen absolvierte Lorenz Treplin seit 1901 im Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf, dem heutigen Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf. Das zu dieser Zeit entstandene Bild zeigt ihn im Kreis einiger Krankenschwestern.

»Es ist solch merkwürdig traumhafte Existenz: so man erledigt einen Tag nach dem andern, so nebenbei, legt's zum übrigen – einmal muß doch das wirkliche Leben wieder kommen.« Diese Zeilen richtete Anna Treplin am 13. Mai 1915 an ihren schon seit über neun Monaten von der Familie getrennten Ehemann. Sie hoffte, dass mit dem Ende des Krieges beide ihren gemeinsamen Alltag wieder aufnehmen könnten, sich das ihnen vertraute Leben wieder einstellen werde. Die kriegsbedingte Trennung war für Anna Treplin eine erzwungene Ausnahmesituation, nicht das »wirkliche Leben«. Weder Anna noch Lorenz Treplin ahnten, dass ihre Trennung, diese »merkwürdig traumhafte Existenz«, insgesamt dreieinhalb Jahre andauern sollte, zu einer deutlichen Entfremdung der Eheleute führte, und der Krieg bis dahin große Opfer auch in der eigenen Familie forderte.



In der Sahlenburger Sandkiste: Die beiden Treplin-Töchter Ingeborg (links) und Isa (rechts) gemeinsam mit ihrem Hund Danny. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs lebte die Familie noch in Sahlenburg, seit 1906 war Lorenz Treplin Chefarzt im Sahlenburger »Seehospiz« bei Cuxhaven.

### Rückkehr nach Hamburg – Ein Leben im relativen Wohlstand

Wenige Tage nach Beginn des Krieges verließ Anna das »Seehospiz« Sahlenburg, um mit ihren drei Kindern zunächst provisorisch bei Verwandten, ab Frühjahr 1915 in einer angemieteten Wohnung unterzukommen. Über die Rückkehr in das vertraute Hamburg teilte sie Lorenz gleich nach ihrer Ankunft mit: »Man hat doch hier mehr Fühlung mit der Allgemeinheit und

kommt in den Geist der Zeit hinein, das empfinde ich als sehr wohltuend.« [8. 8. 1914] Der anfänglichen Freude folgte aber schnell Ernüchterung. Kaufmannsgeist, materialistisch-oberflächliche Lebenshaltung und nichtssagende Konversationen schienen ihr im Kreis der eigenen Großfamilie allzu verbreitet. »Es ist ja immer sehr nett und vergnügt, nur so ein schnoddriger Ton (gelinde gesagt) – wie er am Tisch Deiner (oder meiner) Eltern undenkbar wäre. Und ich mache immer viel mehr mit, als ich will und schön finde – man kommt so leicht hinein, und muß auch mit den Wölfen heulen. Manchmal denke ich, wenn mich Mama oder eine Deiner Schwestern sähe und hörte. Du mußt es mir dann später wieder abgewöhnen.« [12. 11. 1914] Wenige Tage später wurde sie sogar noch deutlicher: »[...] hier bin ich doch ständig unter zwar sehr freundlichen, aber doch von unsrer Sorte ganz verschiedenen Menschen.« [21. 11. 1914]

Bei ihrer scharfen Kritik an dem gesellschaftlichen Leben Hamburgs zu Beginn des Krieges verkannte sie allerdings völlig ihre eigene, privilegierte Stellung. Während des ganzen Krieges führte Anna ein von ernsthaften finanziellen Sorgen freies Leben. Kinder-mädchen, Köchin und eine »Morgenfrau« (Putzhilfe) arbeiteten in ihrem Haushalt, bei Schwangerschaft und Wöchnerinnenpflege kam noch eine gelernte Kinder-schwester dazu. Das Durchschnittseinkommen in Hamburg betrug zu dieser Zeit 872 Mark pro Jahr, während Annas Ausgaben bei 1200 Mark pro Monat lagen. Dieser relative Wohlstand schirmte die Familie ab vor den Versorgungsschwierigkeiten der Kriegsjahre. Im Gegensatz zu weiten Teilen der Bevölkerung litten sie keinen Hunger, sondern verzichteten lediglich von Zeit zu Zeit auf besonders knapp gewordene Lebensmittel.

»Das würde doch durch das Wahlrecht  
für Frauen alles besser...«

Annas Alltag veränderte sich auf andere Weise. Aufgaben, die bisher selbstverständlich zu den Pflichten des Ehemannes gehört hatten, musste sie nun selbst übernehmen: Sie führte die Finanzgeschäfte der Familie, machte die Steuererklärung und erledigte die Abrechnung noch fälliger Honorare ihres Mannes. Wohnungssuche, Verhandeln des Mietvertrages, Organisation von Handwerkern und Umzug der eingelagerten Möbel, Renovierung der Wohnung, Auseinandersetzen mit Wohnungseigentümern und Mitbewohnern übernahm sie selbstverständlich und gerne: »Eigentlich ist es rührend, dass man als weibliches Wesen sein Leben lang als unzurechnungsfähig angesehen wird! Das würde doch durch das Wahlrecht für Frauen alles besser werden. Also würde ich schließlich auch dafür optieren.« [4. 5. 1915]

Es fällt auf, dass Anna 1914/15 alle die Dinge, die bisher ausschließlich Lorenz' Aufgabe gewesen waren, geradezu mit Begeisterung aufgriff. Die Kinder allein zu erziehen, empfand sie dagegen als belastend: »Ich bin immer so unsicher, ob ich auch nichts verkehrt mache – es fehlt eben die väterliche Autorität.« [2. 7. 1915] Lorenz formuliert es wenig später aus seiner Sicht: »[...] dass ich zuweilen nicht nur gereizt sondern geradezu wütend bin, weil ich nicht bei dir sein kann. Wie gerne würde ich die kleinen Mädchen aufwachsen sehen.« [11. 9. 1915]

## Die Treplins – Porträt einer Familie

Zu Beginn der Korrespondenz war das Ehepaar Treplin fast sechs Jahre verheiratet. Am 26. September 1908 hatten sich die Kaufmannstochter Anna Holtzapfel und der Arzt Lorenz Treplin in der Hamburger Jakobi-Kirche das Jawort gegeben. Getraut wurden sie durch Lorenz' Vater, Pfarrer aus Hademarschen in Schleswig-Holstein. Hier deutet sich auch schon das Ungewöhnliche dieser Verbindung an: Eine reiche Kaufmannstochter aus der besseren Hamburger Gesellschaft heiratete einen deutlich weniger wohlhabenden Pfarrerssohn, was zu dieser Zeit keineswegs selbstverständlich war. Möglich wurde diese Ehe auch nur dadurch, das Lorenz' Mutter aufgrund ihrer eigenen Herkunft Zugang zu den Kreisen hatte, in denen sich auch Anna und ihre Geschwister bewegten.

Schon im Herbst 1906 hatte Annas ältere Schwester Gertrud Holtzapfel in die Hamburger Kaufmannsfamilie Lorenz-Meyer geheiratet; ihr Mann, Hans Lorenz-Meyer, war ein Bruder von Lorenz' Mutter. So kam auch Lorenz in das Haus von Annas Eltern, wo er am 14. März 1908 die Proben für eine Aufführung zum Polterabend eines Verwandten leitete. »Dr. Treplin war bei den Proben sehr angeregt und war sehr um Anna beflissen und am 15. 3. abends traf sein schriftlicher Antrag für Anna ein. [...] Anna konnte sich nicht gleich entschließen und schickte ich sie nach Gries um sich mit ihrer Mutter zu besprechen. [...] als er hörte, dass Anna abgereist wäre, reiste er ihr nach und verlobte sich daselbst mit Anna am 1. 4.« So beschrieb Annas Vater in der »Familienchronik« die Verlobung seiner Tochter Anna. Das Brautpaar nutzte – wie damals üblich – die sechs Monate bis zur Hochzeit am 6. September 1908, um sich über die »Brautbriefe« näher kennenzulernen.

Anna war am 31. Oktober 1884 als achtens von insgesamt neun Kindern des Selfmademans Eduard Holtzapfel zur Welt gekommen. Ihre Mutter war die zweite Ehefrau des Fernkaufmanns, der durch den Handel mit Südamerika im ausgehenden 19. Jahrhundert zu erheblichem Wohlstand gekommen war. Im Gegensatz zu den Kindern aus der ersten Ehe, die eher in die geschäftlich geprägte Welt des Vaters hineingeboren wurden, wurde Anna in der gleichen bildungsbürgerlichen Tradition erzogen, in der ihre Mutter aufgewachsen war. Trotz dieser kunst- und literaturbegeisterten Erziehung hatte sie – durchaus nicht ungewöhnlich für eine junge Frau aus ihrer Gesellschaftsschicht – keine nennenswerte schulische Ausbildung, geschweige denn ein Studium absolviert. Nachdem sie 16-jährig 1900 eine private Mädchenschule mit der mittleren Reife beendete, wartete sie die folgenden Jahre bis zu ihrer Hochzeit reisend, lesend und sich gelegentlich für wohltätige Zwecke engagierend auf die Ehe.

Der am 9. Februar 1875 geborene Lorenz Treplin kam mit neun Geschwistern ebenfalls aus einer kinderreichen Familie. In dem Pfarrhaushalt war er für damalige Verhältnisse offen aufgewachsen, gesellschaftliche Verpflichtungen wurden dort lebhaft und unkompliziert gepflegt. In der Familie wurde viel diskutiert, vorgelesen oder im Familienkreis Shakespeare mit verteilten Rollen gelesen. Zum Bekanntenkreis zählte auch die Familie Theodor Storms. Nach dem Abitur, das er in einem Internat bei Plön ablegte, studierte er in Tübingen Medizin. Auch sein »Einjähriges«, den verkürzten Wehrdienst, der an bestimmte Einkommens- und Bildungsvoraussetzungen gekoppelt war, absolvierte er bei einem württembergischen Regiment. Seine erste Stelle nahm er nach dem Examen 1898 in Kiel an. 1901 wechselte er an ein Hamburger Krankenhaus, wo er zum Chirurgen ausgebildet wurde.



Nach der stürmischen Verlobung von Anna Holtzapfel und Lorenz Treplin, diesem »glücklich abgelaufenen Husarenritt (...) nach Gries«, wie es Lorenz am 25. Januar 1915 noch formulierte, entstand nach dem 1. April 1908 dieses erste gemeinsame Foto; es ist das »offizielle« Verlobungsbild des Paares.

1906 zum ersten Chefarzt im Sahlenburger »Seehospiz« berufen, lebte er – ab 1908 mit seiner Ehefrau – dort bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs am 1. August 1914. Hier kamen auch die drei Töchter Ingeborg (1910), Isa (1912) und Hilde (1914) zur Welt. Eine weitere Tochter, Hergund, wurde während des Ersten Weltkriegs 1916 geboren.

Die wirtschaftliche Situation der Familie war schon durch die berufliche Position Lorenz Treplins und die Einkünfte aus einer florierenden Privatpraxis, die er sich selbst aufgebaut hatte, mehr als günstig. Hinzu kam ein beträchtliches Vermögen aus dem Erbe von Annas Vater, der im Frühjahr 1912 verstorben war und seinen Kindern zu gleichen Teilen sieben Millionen Goldmark hinterlassen hatte. Wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges hatte sich Lorenz zudem erfolgreich auf eine Chefarztstelle in einem Hamburger Krankenhaus beworben, die er aber nun nur nominell antreten konnte. Gleich zu Beginn der Feindseligkeiten zum Kriegsdienst eingezogen, verließ Lorenz Treplin seine Familie am 1. August 1914 – eine Trennung, die dreieinhalb Jahre währen sollte.

### In der neuen Rolle des Familienoberhaupts

Untypisch für die damalige Zeit, hatte die Einheit von Arbeitsplatz und Wohnort in Sahlenburg eine seltene Gemeinsamkeit der Eltern im häuslichen Alltag bedeutet. Nicht nur für die Eltern, auch für die Kinder muss es außerordentlich schwierig gewesen sein, aus diesem offenen, lebhaften Alltagsleben in die geschlossene Atmosphäre eines rein weiblichen Haushalts in Hamburg eingebunden zu sein. Die Älteste »wird eine rechte ›Göre‹ jetzt, mit patzigen Antworten an die Mädchen und dergleichen«. [2.7.1915] Um mit diesen Schwierigkeiten fertig zu werden, verlagerte Anna die fehlende väterliche Autorität fast unbewusst auf das Kindermädchen: »Auch beim Mittagessen ist meine einzige Rettung die blaue Tischglocke – der Hinweis, dass ich nur zu klingeln brauche, und Ida erscheint und fährt mit Kind und Teller ab, bewirkt immer Wunder.« [10.6.1915] So gerne Anna die Rolle des Familienoberhauptes organisatorisch übernommen hatte, so konsequent floh sie vor der Aufgabe der alleinerziehenden Mutter. Einen Großteil der Erziehungspflichten verlagerte sie auf das Personal.

»... dann expediere ich die Kinder mit Ida, und gehe meine eigenen Wege...«

Wie ihr Alltag aussah, schilderte Anna am 28.4.1915: »Ich trinke morgens punkt 8 (denke doch) mit den Kindern Kaffee, gehe nach Erledigung der dringendsten Küchenbesprechungen von ½ 10 bis ¾ 11 mit allen drei Gören spazieren, dann schlafen sie und ich krame Schränke zurecht [...] ½ 2 Uhr Mittagessen, dann expediere ich die Kinder mit Ida, und gehe meine eigenen Wege – Besuche, zur Stadt oder dergleichen, 6 Uhr Abendessen [der Kinder], ½ 8 ich selbst – dann schreibe ich, wie Du merkst, und krieche gegen 11 Uhr hülflos müde ins Bett.« Annas Alltag hatte sich end-

gültig von dem Sahlenburger Familienleben entfernt und entsprach, mehr als ihr selbst bewusst war, dem ihrer eigenen Kindheit, in dem die Eltern nur sehr selten gegenwärtig waren.

### Wachsende Entfremdung – Briefe als Brücke zwischen den unbekanntem Welten

Anna und Lorenz lebten seit ihrer Trennung in einer dem jeweils anderen unbekanntem Welt. Annas häuslicher Alltag war entschieden anders als Lorenz ihn kannte; Lorenz Welt war Anna überhaupt nicht vertraut. Diese Diskrepanz musste allein durch Briefe überbrückt und im Idealfall aufgehoben werden, was

»... den Vorwurf des gefühllosen Scheusals, Rabenmutter, Tränentier – brauche ich... nicht auf mir sitzen zu lassen«

aber je länger je weniger gelang. Die Sorge vor einer zunehmenden Entfremdung drückte Anna, nach einem kurzen Treffen mit Lorenz in Aachen im Frühjahr 1915 aus: »Ich hatte vorher so etwas Angst, ob wir uns nach all den Monaten auch etwas fremd geworden wären, [...] und fand es so schön, dass das gar nicht so war. Aber so lange darf es nicht mehr dauern.« [13.4.1915] Die Irritationen, die Fremdheit zwischen den Ehepartnern und zwischen Vater und Kindern nahmen aber deutlich zu. Nach seinem ersten Heimaturlaub im August 1915 schrieb Anna über die Kinder: »Sie reden natürlich viel mehr, sobald sie mit mir allein sind.« [5.9.1915]

Als sich dann herausstellte, dass Anna erneut schwanger war, brach der Konflikt auch zwischen dem Ehepaar heftig aus: »Wenn Du dauernd kleine Kinder kriegen willst, kannst Du dich eigentlich nicht wundern, wenn die Gedanken Deiner Frau von Weihnachtsgeschenken und Milchkarten ausgefüllt sind.« [24.11.1915] Kurz vorher hatte sie über die Schwangerschaft an Lorenz

»Wie findest Du das Bild? Es ist hier im Haus von einer Photographin gemacht.« Im Oktober 1914 legt Anna ihrem Mann dieses Foto bei, das sie gemeinsam mit den drei Töchtern zeigt: der vierjährigen Ingeborg (links), der zweijährigen Isa (rechts) und der wenige Wochen zuvor geborenen Hilde (Mitte). Zuvor hatte Lorenz am 11. September 1914 um ein »Bild von Euch allen zusammen« gebeten.



geschrieben: »Übrigens ertappe ich mich immer wieder auf der leisen Hoffnung: ach, vielleicht geht es doch noch schief. In diesem Fall wäre es wahrscheinlich die beste Erledigung.« [18. 11. 1915]

Besonders mit diesem Brief hatte Anna die Konventionen der bürgerlichen Korrespondenz gebrochen, in der ein offen ausgetragener Streit undenkbar war: »Es wird höchste Zeit, dass ich wieder zu Dir komme, sonst fangen wir noch an uns brieflich zu zanken. Das geht doch wirklich nicht!«, [17. 10. 1915] schrieb Lorenz. Über die von Anna nicht gewünschte Schwangerschaft haben sie sich dann aber doch so heftig gestritten, dass Anna seinen wütenden Brief vernichtete. Sie versuchte zu besänftigen, indem sie antwortete, dass sie »nicht glaube, zu einem solchen Übermaß an Empörung Veranlassung gegeben zu haben [...] den Vorwurf des gefühllosen Scheusals, Rabenmutter, Tränentier – brauche ich schließlich nicht auf mir sitzen zu lassen«. Versöhnlich schloss sie den Brief: »[...] nimm den Anfang des Briefes nicht übel. Du weißt gar nicht, wie lieb ich Dich habe.« [25. 11. 1915]

Mit der Dauer der Korrespondenz wurden deren Grenzen als immer belastender empfunden, die unabsehbar lange Trennung als ein Verlust an Realität, wie Anna Anfang 1917 feststellte: »Immer ein Tag nach dem andern wird erledigt, so als notwendiges Übel – die eigentlichen Gedanken immer gespannt auf ein Ziel, das in der Zukunft liegt, im Grunde ist es ein Jammer, dass man so viel Zeit seines Lebens auf diese Weise vertut, ohne die Gegenwart recht nutzen zu können.« [20. 1. 1917]

#### Einsatz im Feldlazarett: Grauen des Krieges nur selten ein Thema

Auch für Lorenz änderte sich seine Lebenssituation durch den Krieg einschneidend. In den ersten Wochen und Monaten des Krieges war er durchaus Gefahr für Leib und Leben ausgesetzt. Im Rang eines Stabsarztes, dem Leutnant entsprechend, war er im Sommer 1914 durch Belgien und Nordfrankreich gezogen, wo er die Belagerung und den Fall von Lüttich und die Schlacht von St. Quentin miterlebte. Die Verluste seines Regiments waren dabei außerordentlich hoch, Ende September 1914 waren fast zwei Drittel gefallen. Bei dieser Truppe blieb er bis Anfang Februar 1915. Anschließend wurde er an ein Lazarett beordert. Bis Juli 1916 mehrfach in Nordfrankreich und Belgien versetzt, begann die letzte Etappe des Krieges für ihn im August 1916, als er an die Ostfront nach Österreich-Ungarn in die Nähe des Jablonica-Passes verlegt wurde. Bis zum Ende seines Dienstes an der Front blieb er, nochmals an ein anderes Lazarett bestellt, im Osten. Ende November 1917 kam er als Chirurg – noch immer im Militärdienst – an ein Hamburger Krankenhaus.

»... Gutes Kommissbrot. Revierstunde mit Drückebergern und anderen Kranken...«

Nicht untypisch für Feldpostbriefe, in denen allgemein das Grauen des Krieges weitaus weniger thematisiert wird, als man gemeinhin glaubt, geht Lorenz sowohl in seinen Briefen als auch in einem bis Ende Dezember 1914 geführten Tagebuch ausgesprochen selten darauf ein, welche Erfahrungen und Empfindungen die Konfrontation mit den vielen Verwundeten und Toten bei ihm hinterließ. Schilderungen – insbe-



Als Lorenz Treplin im Juni 1916 an die Ostfront nach Österreich-Ungarn in die Nähe des Jablonica-Passes versetzt wurde, schrieb Lorenz an seine Frau in Hamburg: »Da ich als Einjähriger bei einem Württemb. Regiment gedient habe, ist mir diese Ernennung der Bekanntschaft mit dem schwäbischen Militär ganz interessant.« Das Bild zeigt ihn während seiner Militärzeit in Tübingen, wo er auch Medizin studiert hatte.

sondere plastische – des unmittelbaren Kriegsgeschehens waren vielmehr eine echte Ausnahme: »Es ist einem doch immer noch eigenartig, wenn man sieht wie Menschen so als jagdbares Wild behandelt werden.

»... Man wird zur Bestie im Krieg ...«

Wenn man so durch die Schützengraben geht, dann sieht man wie heute morgen wieder einen besonders gut schiessenden Feldweibel an einer Schiesscharte im Anschlag mit einer Zielfeuerrohrbüchse. Es knallte und befriedigt sagt er ›So der liegt.« – ›Das war in den letzten 2 Stunden schon der dritte.« Na hoffentlich hört diese legitimierte Morderei bald auf.« [26. 1. 1915]

Seinen von Routine geprägten Tagesablauf als Bataillonsarzt schilderte er leicht ironisch: »Nun unser jetziges Tagesprogramm: Schlafen bis 7 Uhr. Kaffee mit Milch und Zucker richtig aus Tassen mit Zwieback aus den Beständen des Stabsarztes! Gutes Kommissbrot. Revierstunde mit Drückebergern und anderen Kranken. Dann große Leibeswäsche [...], französische Diskurse mit den Einwohnern.

Der Krieg veränderte zweifellos auch die Alltagswahrnehmung der Kinder massiv: »Isa verkündet ›der Vater is in Krieg‹ – ich sage, was tut er denn da? ›Alle Soldaten totmachen‹ – davon war sie nicht abzubringen.« So berichtet Anna schon im September des ersten Kriegsjahrs ihrem Mann an die Front. Auf dieser in Sahlenburg entstandenen Aufnahme aus dem Jahr 1913 ist Isa, die zweite Tochter, ein Jahr alt.



## Feldpostbriefe – eine Fundgrube für die historische Forschung

Feldpostbriefe haben in den letzten Jahren verstärkt die Aufmerksamkeit der Historiker geweckt. Briefe, wie die des Ehepaars aus Hamburg, stellen weniger eine Quelle dar, aus der Informationen über aktuelle politische und militärische Ereignisse gewonnen werden können, als vielmehr Einblicke in die Lebenssituation und die subjektive Kriegswahrnehmung. Standen früher eher politische, wirtschaftliche und nicht zuletzt rein militärhistorische Fragestellungen im Vordergrund der historischen Forschung zum Ersten Weltkrieg, sind es nun verstärkt sozial- und mentalitätsgeschichtliche Überlegungen, an denen sich die Wissenschaft orientiert, und dafür sind eben diese subjektiven Dokumente ganz entscheidende Quellen.

Die Korrespondenz von Anna und Lorenz Treplin, die sie während des Ersten Weltkriegs führten, ist Gegenstand eines Forschungsprojektes, das gegenwärtig am Historischen Seminar der Universität bearbeitet wird. In einer Sperrholzkiste hatten die Schwestern Isa Schomerus (geb. Treplin) und Hilde Pinckernelle (geb. Treplin) Ende der 1990er Jahre die unsortierten Briefe ihrer Eltern gefunden. Sie übergaben die Kiste der einzigen

ihrer Antwortschreiben am 25. November 1915 formuliert – »eigentlich aus einer einzigen Beschimpfung besteht«, wurde wohl von ihr selbst vernichtet. In den seltensten Fällen gibt es Feldpost, die den Dialog widerspiegelt. Die Briefe, die aus der Heimat an die Front kamen, sind meistens gar nicht aufbewahrt worden oder durch Gefangenschaft, Verwundung oder gar Tod des Mannes an der Front verloren gegangen. Der komplette Briefwechsel der Treplins, der noch in diesem Jahr publiziert werden soll, bietet die einzigartige Möglichkeit, den Fortgang der Korrespondenz und ihren dabei durchaus dialogartigen, das abendliche Gespräch der Eheleute ersetzenden Charakter herauszuarbeiten.

Die Feldpost-Korrespondenz stellte in der Ausnahmesituation des Krieges die einzige Möglichkeit der Kommunikation zwischen den getrennten Eheleuten dar – das fragile Band zwischen Front und Heimat. Eindrucksvoll zeigt das allein die Zahl der geschriebenen Briefe: Während des Ersten Weltkriegs, so schätzt die Forschung, wurden annähernd 28 Milliarden Briefsendungen befördert.

Das Ausbleiben der Korrespondenz galt der daheimgebliebenen Ehefrau häufig genug als Zeichen für schwere Kämpfe, Verwundung oder gar den Tod des geliebten Ehemannes. »Ein Brief von Dir ist immer gerade, als wenn ich einen Augenblick meinen Kopf an Deine Schulter lege«, versicherte Anna Treplin ihrem Ehemann nach über viermonatiger Trennung am 14. Dezember 1914, und auch Lorenz hatte ihr seinerseits am 22. November 1914 gegenüber beteuert, dass er sich »über jeden Brief [von ihr] wie ein Kind« freue.

Das Editionsprojekt begreift sich nicht zuletzt wegen des bürgerlichen Familienhintergrundes der beiden Briefschreiber als Beitrag zur Bürgertumsforschung und soll über diese Sozialformation, ihre Werthaltungen und Wandlungen – ins besondere unter den Bedingungen des Krieges – weiteren Aufschluss geben. Freilich hat das Projekt auch Anknüpfungspunkte an die Militärgeschichte, so man diese als »Geschichte der Gesellschaft im Kriege« (Manfred Messerschmidt) versteht. ♦



»Ich lege Dir eine Karte mit einem Bild ein, das einer meiner Krankenträger gezeichnet hat, es stellt das Haus dar, in dem unsere Revierstube hier ist. In dem Zimmer rechts, dessen Tür halb offen steht, wohnen Dr. Duge und ich, das Fenster ist nach der Strassenseite.« So schrieb Lorenz Treplin kurz vor Weihnachten 1914 von der Front in Cannecourt in der Picardie.

Historikerin unter den Nachfahren, der Enkelin Dr. Heilwig Gudehus-Schomerus; sie sortierte die Korrespondenz während des Ersten Weltkriegs aus diesen Beständen und bat Prof. Marie-Luise Recker, sich der Bearbeitung, Transkription und Edition dieser Korrespondenz anzunehmen. Gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) bearbeitete das Forschungsteam, dem neben Gudehus-Schomerus, Recker und Riverain auch Melanie Chudoba, Margareta Konze-Wolf, Anna Mense und Anne Wokun angehören, die 1800 Briefe.

Die Korrespondenz ist nicht zuletzt deshalb so außerordentlich interessant, weil von den 1847 Briefen lediglich einer nicht mehr existiert: Dieser, der – wie Anna Treplin in



Cakes und Schokolade an die niedlichen Kinder, die sehr dankbar sind [...] Gegen Mittag die größte Freude des Tages nämlich Post! Um ½ 1 Uhr Mittagessen. Vorzügliche Suppe aus den Beständen wie oben. [...] Dann Mittagsschlaf, etwas Racine, Briefeschreiben, ½ 5 Uhr Kaffee meist in Gesellschaft anderer besuchender Offiziere. Inzwischen einige Kranke, hie und da ein Verwundeter. Einige Kanonenschüsse rechts und links. Abends um ½ 8 Uhr Abendessen. Wir haben oft Besuch von netten Offizieren.« [14. 10. 1914]

Neben der medizinischen Versorgung der verwundeten Soldaten war er auch für die ärztliche Behandlung der Zivilbevölkerung zuständig, da die meisten französischen Ärzte wie ihre deutschen Kollegen im Kriegsdienst waren. Der Zivilbevölkerung begegnete er durchaus mit Verständnis: »Die Leute sind zu bedauern und verfluchen den Krieg. Hühner, Kaninchen, Ochsen, Kühe werden geschlachtet, die Pferde aus den Ställen geführt und alle Räume belegt, wo sie bleiben, darum kümmert sich kein Mensch. Man wird zur Bestie im Krieg.« [14. 9. 1914]

Mit fortschreitender Dauer des Krieges berichtet er weniger über die Zivilbevölkerung als vielmehr über den medizinischen Alltag seiner Sanitätstätigkeit, den er zunehmend kritisch kommentiert: »Diese aktiven Herren sind eben zu maßlose Hornochsen.« [11. 2. 1915] Der Ärger über seine militärärztlichen Kollegen wird zu einem beherrschenden Thema, was sicherlich auch daran liegt, dass er seine Tätigkeit als Karriereerückschritt begriff und darunter litt. Seine Vorgesetzten hätten keine Ahnung davon, dass er »früher viel grössere Dinge unter [sich] hatte als [ein] elendes Feldlazarett«, klagt er Anna am 3. Dezember 1916. Kritik und gelegentliche Wut auf die Feldärzte sind aber auch Ausdruck seiner wachsenden Distanz zum Frontalltag.

»... zumal eine Fülle interessanter Operationen sich häufen, wie es im Frieden nie möglich wäre ...«

Erfolg hatte er schließlich mit seinen Bemühungen um eine Chefarztstelle im Lazarett. Schon im Juni 1916 war er kurzfristig als Chirurg einer württembergischen Division eingesetzt, wo er am 5. des Monats feststellte: »Das operative Material ist hier auch im großen und ganzen noch interessanter als in Roubaix damals.« Drei Tage später berichtete er, dass er jetzt neue Erfahrungen sammeln könne, »zumal eine Fülle interessanter Operationen sich häufen, wie es im Frieden nie möglich wäre [...]«. Den realen Hintergrund dieser »interessanten Operationen« reflektiert er aber auch: »Nur wenn man über das chirurgisch-sportliche hinaussieht, packt einen doch das Grauen ob der unendlich vielen geopfert Menschenleben.« [2. 8. 1916]

Im Februar 1917 erhielt er die ersehnte Chefarztstelle im Lazarett in Bogdan, in der heutigen Ukraine, das er nun mit Energie und Tatkraft aufbaute. So fand er sich in einem geordneten Berufsalltag wieder, der seiner Tätigkeit vor Ausbruch des Krieges so nahe kam, dass auch Anna am 11. März 1917 feststellte, es sei ja »fast so wie in Sahlenburg«. Anders als in Frankreich, wo er sich gerne und viel mit der Zivilbevölkerung unterhielt und anfreundete, sah er sich hier einer Bevölkerung gegenüber, deren Sprache er nicht beherrschte und deren Lebensformen ihm völlig unbekannt waren: »Und Juden!!! Das glaubt man gar nicht mit Kaftan



Sein Ärger über aktive Militärärzte ist eines der beherrschenden Themen in Lorenz' Briefen: »Das Zusammenleben mit den Offizieren und den Ärzten gestaltet sich ganz nett und freundschaftlich. Glücklicherweise sind nur sehr wenig active Sanitätsoffiziere bei der Truppe, sie sind keine Zierde des Ärztlichen Standes soweit ich sie hier kennen lernte«, schrieb der norddeutsche Mediziner im November 1914 an seine Frau in Hamburg. Auf dieser Aufnahme aus dem Jahr 1914 steht Lorenz (Zweiter von rechts) gemeinsam mit drei Offizieren und einem weiteren Sanitätsoffizier (Zweiter von links).

und Ringellocken wie sie schöner in Palästina nicht sein könnten.« [26. 8. 1916] Mehr und mehr nahm Lorenz seine Alltagswelt als fremd und sogar feindlich wahr.

Undurchschaubare Militäraktionen, große räumliche und inzwischen auch emotionale Entfernung von seiner Familie, die Unsicherheit über seine berufliche Zukunft, all das versetzte ihn in einen Zustand der inneren Unruhe und Gereiztheit, die er Anna gegenüber nur indirekt zum Ausdruck brachte: »Ohne Dich fühle ich mich oft halb verloren. Ich brauche Dich zu meiner inneren Beruhigung.« [2. 3. 1917]

### Der Tod der Tochter – Eine Zerreißprobe für die Ehe

Dass der Krieg von der Familie Opfer fordern würde, hatte sich schon zu Beginn des Jahres 1917 angekündigt, als Annas Bruder Walter durch einen Unfall bei der Kriegsmarine starb. An Lorenz schrieb sie über den Verlust ihres geliebten Bruders: »Was kann es nützen, es muss nun ausgehalten werden. Und ich will es

### Weiterführende Literatur

Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Dieter Langewiesche (Hrsg.) *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs* Essen 1997.

Dietmar Molthagen *Das Ende der Bürgerlichkeit? Liverpooler und Hamburger Bürgerfamilien im Ersten Weltkrieg* Göttingen 2007.

Aribert Reimann *Der große Krieg der*

*Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs* Essen 2000.

Volker Ullrich *Kriegsalltag. Ham-*

*burg im Ersten Weltkrieg* Köln 1982.

Bernd Ulrich *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933* Essen 1997.

Dir auch nicht immer wieder schreiben, es hilft ja zu nichts.« [2.2.1917]

Auf Anraten von Lorenz verbrachte Anna im Sommer die Ferien mit den Kindern in Hademarschen bei Lorenz' Eltern. Wenige Tage nach ihrer Ankunft erkrankten die drei älteren Töchter an der Ruhr. Am 23. Juli starb die Älteste, Ingeborg. Hilde wurde todkrank in ein Hamburger Krankenhaus verlegt, wo sie drei Monate lang gesund gepflegt werden musste. Isa

»... so, als ob das eigentliche Leben  
in einem erstorben wäre ...«

überlebte die Infektion, wenn auch mit monatelangen Rückfällen. Lorenz, den diese Nachrichten nur auf Umwegen erreichten, kam gerade noch rechtzeitig zur Beerdigung seiner ältesten Tochter.

Für das Verhältnis der Eheleute sollte sich dieser Verlust als Zerreißprobe erweisen. Der nach Lorenz' Rückreise an die Front wieder aufgenommene Briefwechsel dokumentiert dies deutlich. Er hat keinerlei Ähnlichkeit mehr mit den vorangegangenen Jahren. Lorenz verlor kaum noch ein Wort über die Situation zu Hause und wenn er es tat, wird deutlich, dass er sie völlig falsch einschätzt oder nicht wahrnehmen will. Zwar schrieb er ausführlich, aber nur über unverfängliche Themen.

Anna ließ sich – dem bürgerlichen Verhaltenskodex ihrer Zeit entsprechend – wenig anmerken, empfand aber den häuslichen Alltag »so, als ob das eigentliche Leben in einem erstorben wäre«. [12.10.1917] »Schreck-

lich ist nur meine ganz vollkommene Willens- oder Energielosigkeit. Ich lasse alles gehen wie es will, räume nicht auf, schreibe mein Geld nicht an und kann mich kaum dazu bringen auch nur einen Knopf anzunähen [...] Das beste wäre im Grunde, ich brächte die Kinder zu Schwester Helene und ginge selbst zunächst in ein Sanatorium.« [14.10.1917]

Lorenz sah zwar die gesundheitliche Situation seiner Frau, führte sie aber auf unzureichende Ruhe und Ernährung zurück. Die endgültigen Veränderungen in der Familie verkannte er vollkommen. Als er Ende November 1917 schließlich nach Hamburg versetzt wurde, freute er sich »wieder mit seiner sehr freundlichen kleinen Frau zusammen zu sein«. [1.11.1917] Tatsächlich aber machte Annas Zustand einen längeren Sanatoriumsaufenthalt notwendig, wie aus einigen wenigen für 1918 erhaltenen Briefen hervorgeht. Sie zeigen auch, dass die beiden langsam damit fertig wurden, die veränderte Situation und die Fremdheit des Ehepartners zu überwinden und den Weg zurück in ein langfristig harmonisches und glückliches und normales Familienleben zu finden.

### Das »wirkliche Leben« war endgültig verloren

Ihre gewohnte bürgerliche Welt, das »wirkliche Leben«, aber war endgültig verloren. Der Rückzug auf bürgerliche Wertvorstellungen trotz veränderter Lebensumstände zeigte sich in der Erziehung der Kinder sowohl während des Krieges als auch in seiner Folgezeit. ◆

## Die Autoren



**Prof. Dr. Marie-Luise Recker**, 63, lehrt und forscht seit 1990 als Professorin für Neueste Geschichte an der Goethe-Universität. Sie studierte von 1964 bis 1970 Geschichte und Romanistik an den Universitäten Münster

und Oxford, 1974 promovierte sie zum Thema »England und der Donauraum 1919–1929. Probleme einer europäischen Nachkriegsordnung«. In ihrer Habilitation, die sie 1983 abschloss, beschäftigte sie sich mit der »Nationalsozialistischen Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg«. 2001 bis 2002 war sie Forschungsstipendiatin am Historischen Kolleg bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Sie ist Mitglied der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Berlin, des Wissenschaftlichen Beirats der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, und des Wissenschaftlichen Beirats der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, Rhöndorf. Ihre wissenschaftlichen Schwerpunkte sind die Geschichte Großbritanniens und der deutsch-britischen Beziehungen im 20. Jahrhundert, die Geschichte des Dritten Reiches und die politische Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, insbesondere die Parteien- und Verfassungsgeschichte. Soeben ist eine Darstellung zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland erschienen.

**Marcus Riverein**, 32, hat an der Goethe-Universität von 2000 bis 2005 Mittlere und Neuere Geschichte, Politologie und Neuere Deutsche Literaturwissenschaft studiert. Seit Fe-

bruar 2007 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Neueste Geschichte, wo er zunächst im DFG-Projekt »Briefwechsel zwischen Anna und Lorenz Treplin 1914–1918« tätig war. Aktuell arbeitet er – wiederum im Rahmen eines Projektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft – an seiner Dissertation: einer Biografie des Himmler-Adjutanten Karl Wolff.



**Dr. Heilwig Gudehus-Schomerus**, 65, studierte von 1964 bis 1969 Geschichte und Germanistik in Marburg und Heidelberg. Nach dem Ersten Staatsexamen forschte sie mit einem Stipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes an der Universität Oxford über »Armut und Krankheit in Edinburgh in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts«. Ihre Promotion zum Thema

»Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen« schloss sie 1977 ab. Die von der DFG geförderte Dissertation erschien 1977 im Klett Verlag. Von 1976 bis 1980 war Gudehus-Schomerus Assistentin am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Heidelberg, anschließend wechselte sie als stellvertretende Direktorin zum Institut für Europäische Geschichte an die Universität Mainz. Mit der Geburt des vierten Kindes (1985) gab sie ihre Berufstätigkeit auf, setzte allerdings ihre private Forschungsarbeit fort, dazu gehörte auch die Erschließung und Bearbeitung der Feldpost-Korrespondenz ihrer Großeltern Anna und Lorenz Treplin.

recker@em.uni-frankfurt.de  
m.riverein@em.uni-frankfurt.de  
HGudehus@aol.com